Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 9

Artikel: Eine neue Ueberfremdung droht
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069486

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine neue Ueberfremdung droht

Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

In der Schweiz gibt es heute keine Arbeitslosen. Der kühnste Traum jedes Volkswirtschaftlers, die Erreichung der Vollbeschäftigung, ist in Erfüllung gegangen.

Aber die menschliche Begehrlichkeit ist unersättlich. Und so geht es heute vielen unserer Geschäftsleute wie dem Fischer und seiner Frau in dem bekannten Märchen. Mit jedem erfüllten Wunsch steigen ihre Anforderungen.

Sie sind nicht zufrieden damit, daß die Wirtschaft auf Hochtouren läuft. Da ein entgangener Gewinn bekanntlich schwerer zu verschmerzen ist als ein erlittener Verlust, drückt es ihnen schier das Herz ab, daß die Nachfrage so groß ist, daß Bestellungen abgewiesen werden müssen.

Immer dringender erschallt deshalb der Ruf nach ausländischen Arbeitskräften. Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft werfen den Behörden vor, es sei unverantwortlich, wie zögernd die Einreisebewilligungen erteilt würden. Hier ein Beispiel für viele:

Warum so engherzig?
Man lasse ausländische Arbeitskräfte herein!

« Mit berechtigter Unruhe hat man in vielen Wirtschaftskreisen unseres Landes von einer englischen Meldung Kenntnis genommen, daß England in nächster Zeit die Einreise von weiblichen Arbeitskräften aus der Schweiz nach Möglichkeit fördern wolle. Wenn man bedenkt, daß voraussichtlich viele junge Schweizerinnen diese erste Gelegenheit, zu guten Bedingungen ins Ausland zu gehen, ergreifen werden, so ist klar, daß in unserem Lande die weiblichen Arbeitskräfte in noch größerem Maße fehlen werden. Es dürfte deshalb höchste Zeit sein, daß unsere eidgenössischen Behörden die Einreisemöglichkeiten für ausländische Arbeitskräfte erleichtern, damit diejenigen Wirtschaftsgruppen, denen seit Wochen Tausende von Arbeitskräften fehlen, endlich in die Lage versetzt werden, die notwendigen Hilfskräfte einzustellen. »

« *Schweiz. Gewerbezeitung* », *20. April 1946.*

Ich will es hier nicht näher untersuchen, ob diese Begehren vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus berechtigt wären. Ich zweifle daran, daß es klug ist, durch volle Ausnützung der gegenwärtigen Konjunktur den Produktionsapparat übermäßig aufzublähen, weiß man doch, wie manches Unternehmen nur deshalb in schlechten Zeiten zugrunde geht, weil es sich in guten allzusehr vergrößerte.

Sicher ist aber, daß die erstrebte Einwanderung den Keim zu großen politischen und kulturellen Gefahren in sich trägt.

Haben wir denn schon vergessen, in welche Schwierigkeiten unser Land gebracht wurde durch die hemmungslose Einwanderungspolitik, welche unsere Väter und Großväter betrieben? Damals, zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts, standen die Tore der Schweiz weit offen — mit dem Ergebnis, daß im Verhältnis zur Bevölkerung unmittelbar vor Ausbruch des ersten Weltkrieges mehr Ausländer bei uns wohnten als in irgendeinem Lande der Welt, ausgenommen das kleine Luxemburg.

Die schlechte alte Zeit

Im Jahre 1914 hatten wir gegen 600 000 Landesfremde unter uns, also 160 Ausländer auf 1000 Einwohner.

Damals lebten z. B. in Zürich 62 000 Deutsche, in Genf 38 000 Franzosen und 31 000 Italiener.

Selbstverständlich waren diese Massen viel zu groß, um assimiliert werden zu können. Sie bildeten eigentliche Kolonien. Der « Quatorze juillet » wurde in Genf und « Kaisers Geburtstag » in Zürich mit mehr Anteilnahme gefeiert als der erste August.

Es kam damals so weit, daß man in vielen Ladengeschäften in Zürich überhaupt nicht verstanden wurde, wenn man seine Wünsche in der schweizerdeutschen Muttersprache vorbrachte.

Ganze Berufszweige lagen in den Händen von Ausländern, ja waren den Schweizern geradezu verschlossen. Es waren Ausländer, welche wichtigste kulturelle Schlüsselstellungen besetzt hatten. Die Theater wurden wohl von schweizerischen Städten subventioniert, aber von ausländischen Architekten erbaut, mit ausländischem Personal, in ausländischem Geiste betrieben — ein Zustand, der übrigens bis in die jüngste Vergangenheit erhalten blieb.

Die wichtigsten Lehrstühle an den deutschschweizerischen Universitäten hielten Reichsdeutsche inne. Waren doch dazumal in Basel von 25 ordentlichen Professoren 22 Ausländer. Vier von fünf Lehrstühlen an der juristischen Fakultät waren von Deutschen besetzt.

Diese Dozenten vertraten — selbstverständlich — Ideen, die sie aus ihrer Heimat gebracht hatten, genau wie 70 Jahre früher die Achtundvierziger-Emigranten, die maßgebend beim Ausbau unseres Schulwesens beteiligt waren und deren oft verhängnisvoller Einfluß von der liberalen Geschichtsschreibung immer noch viel zu wenig beachtet wird.

Auch dort, wo diese ausländischen Wissenschafter in Fächern tätig waren, wo die Weltanschauung eine kleinere Rolle spielt, wirkten sie oft ungünstig durch die unschweizerische Atmosphäre, die sie verbreiteten. Ihr undemokratisches Gehaben gab unsern Hochschulen ein unschweizerisches Gepräge.

Konnte sich doch in Zürich ein Sauerbruch erlauben, einen ergrauten Schweizer Oberarzt mit «Esel» zu betiteln, ohne daß die anwesenden Studenten gegen diese preußischen Feldweibelmanieren zu protestieren wagten.

Andere ausländische Professoren waren sehr kultivierte Herren; aber ihre Geheimratsallüren paßten in Gottes Namen nicht hieher.

Den Studenten jener Zeit wurde von morgens bis abends eingehämmert, daß nur die deutsche Literatur, nur die deutsche Wissenschaft ernst zu nehmen sei — und viele glaubten es und glauben es zum Teil heute noch.

Die Schweiz wurde kulturell in die Rolle einer deutschen Provinz herabgedrückt.

Die Deutschen in der Schweiz bezogen selbstverständlich ihren Lesestoff aus dem Reich, und die Buchhändler, von denen ebenfalls nur ein kleiner Teil Schweizer waren, sorgten für Verbreitung auch bei den biedern Eidgenossen.

Schweizerische Bücher wurden von vornherein nicht ernst genommen, schweizerische Zeitschriften mußten auf diesem Holzboden nach einem kürzern oder längern heroischen Kampfe meistens eingehen.

So wie man den Mädchen das «Kränzchen» mit seinen Komtessengeschichten und den Buben den deutsch-nationalen «Guten Kameraden» auf den Weihnachtstisch legte, so lasen die Erwachsenen die zersetzenden «Fliegenden Blätter», die «Gartenlaube» und das «Über Land und Meer».

Viele der Ausländer, die damals in unserm Kulturleben eine so große Rolle spielten, waren hervorragende Köpfe und gerade deshalb besonders gefährlich. Man denke nur an die Macht, welcher der Mariafelder Kreis, d. h. der Vater des Generals Wille und seine Frau auf Conrad Ferdinand Meyer ausübten. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß sich der sensible Dichter einer im Grunde ganz unschweizerischen Heldenverehrung zuwandte, und schließlich in «Huttens letzte Tage» zu einem eigentlichen Barden der Bismarckschen Machtpolitik wurde.

Es kann nicht genug betont werden: Daß sich der deutsche Einfluß bei uns so ungünstig auswirkte, war nicht der Fehler der hier niedergelassenen Deutschen, sondern ausschließlich der Fehler der Schweizer, die nicht genug Widerstand aufbrachten. In kleinerer Zahl hätten die Einwanderer als durchaus günstiges Ferment gewirkt.

Wie im Bürgertum, so war auch bei den Arbeitern der deutsche Einfluß unvorstellbar groß. Deutsche Genossen redigierten die Parteipresse, deutsche Genossen führten an den Versammlungen das große Wort. Sie merkten gar nicht, daß sie in einem Lande mit ganz andern Verhältnissen waren; sie übertrugen einfach die von zu Hause mitgebrachten Cliché-Vorstellungen von «Proleten» den «Ost-Elbiern» und «Industrie-Baronen». Und ihr Ressentiment gegen den preußischen Militarismus veranlaßte sie, gegen die schweizerische Armee Sturm zu laufen, als ob nicht die Armee Wilhelms II. und unser Volksheer zwei grundsätzlich verschiedene Einrichtungen gewesen wären!

Unserer Arbeiterbewegung wäre manche Schwierigkeit erspart geblieben, wenn sie nicht damals ein Opfer der Überfremdung geworden wäre. Aber nur wenige merkten, daß es sich bei dem, was ihnen als internationale Geisteshaltung dargeboten wurde, in Wirklichkeit um nichts anderes als um eine Ausdrucksform spezifisch deutschen Wesens handelte.

Rufer in der Wüste

Natürlich gab es Schweizer, welche diese Gefahren erkannten. Aber sie wurden nicht ernst genommen, sondern als engstirnige Nationalisten belächelt.

Die resignierte Stimmung der wenigen, welche klar sahen, aber wußten, daß sie fast allein standen, kommt in dem nachfolgenden Gedicht des Zürchers Ernst Eschmann anschaulich zum Ausdruck.

I weiß es scho

I weiß es scho,
I ghöre zu der alte Zyt,
Wil mir na d'Heimet so am Herze lyt.
Die ander ziehnd de Schlagbaum ue
Und winked allne Nachbre zue:
Nu yne!

Und graglig dick,
So rutscht's und chunnd's derther,
Zu-n-allne Toren y e ganzes Heer
Das chuderwältschet durenand!
Wem luegsch i d'Auge? Wem gisch [d'Hand?
Wänn d' 's wüßtisch!

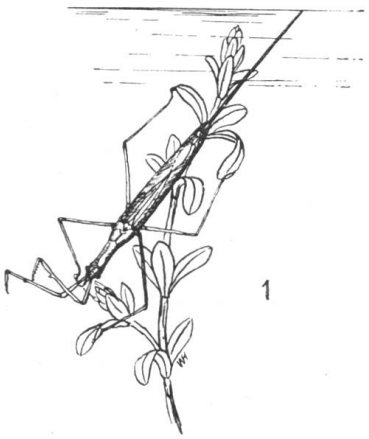
Und wie gahd's zue?
Die Fronde sitzed scho am Tisch,
Und wo die Wähe frisch z'verteilen isch,
Bigost, sie haued wacker dry.
Eus blibt — 's mues jede zfriede sy! —
En Schnäfel!

Und was isch gscheh?
De kännst di nienemeh rächt us.
De finsch de Wäg chuum i dym Eltre-[huus.
O schöni, alti Jugendzyt
Was weiß i na? Wie ischi wyt
Versunke!

Die Mehrheit des Volkes, verblendet durch den wirtschaftlichen Aufstieg, beeinflußt durch die vielen Ausländer, merkte nicht, daß man dem Abgrund zutrieb. Man war besessen von der Wahnidee, Kultur kenne keine nationalen Grenzen. Man ging so weit, überhaupt das Bestehen einer schweizerischen Kultur, ja eines schweizerischen Lebensstiles, zu

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 66

leugnen. Auf jeden Fall hielt man die eingetretene Entschweizerung für ganz ungefährlich. Man erkannte nicht, daß die Demokratie eine Lebenshaltung ist, die den ganzen Menschen erfassen muß. Man war der Irrlehre verfallen, man könne Kultur und Politik trennen, kulturell ein Deutscher, politisch aber ein Schweizer sein.

Das erste Wetterleuchten zeigte sich dann während des Weltkrieges 1914 bis 1918. Die enge kulturelle Gemeinschaft der welschen Schweiz mit Frankreich und der deutschen Schweiz mit Deutschland verursachte den berühmten Graben.

Die Lehren des ersten Weltkrieges waren leider bald vergessen. Man begnügte sich damit, mit Befriedigung festzustellen, daß die Überfremdung ständig abgenommen habe. Man merkte nicht, daß die meisten der Landesfremden, die verschwunden waren, immer noch mitten unter uns saßen — aber als Schweizer. Sie hatten inzwischen den Heimatschein vertauscht durch Einbürgerung oder Heirat. Aber viele von ihnen hatten die Nationalität so gewechselt, wie man ein Hemd wechselt. Im Herzen blieben sie die alten. Die Assimilation war nur oberflächlich oder gar nicht vorhanden. Es wurde hemmungslos eingebürgert. Nachzuprüfen, ob die Kandidaten auch innerlich Schweizer geworden seien, fiel niemandem ein. Kam es doch in Zürich häufig vor, daß man Deutsche einbürgerte, die zwar schon viele Jahre hier waren, aber noch kein Wort Schweizerdeutsch sprachen.

Erst mit der nationalsozialistischen Bedrohung fiel es auch denjenigen Schweizern, die sich um diese Dinge bisher nie gekümmert hatten, plötzlich wie Schuppen von den Augen. Nun wurde die verborgene Gefahr plötzlich deutlich. Es wurde jedem klar, daß ungezählte Deutsche bei uns, im Innersten immer noch mit ihrem Vaterland verbunden, ohne weiteres bereit waren, als Fünfte Kolonne ihre neue Heimat zu verraten. Diese Elemente setzten sich nicht nur aus niedergelassenen Reichsdeutschen zusammen, sondern zum großen Teil aus nichtassimilierten Papierschweizern, ja aus Schweizer Bürgern, die hier als Kinder deutscher Eltern geboren waren.

Untersucht man die Mitgliederverzeichnisse der Nationalen Front, so wird man einen erstaunlichen Prozentsatz finden, der zum mindesten einen deutschen Elternteil aufweist.

Ich möchte aber nicht mißverstanden werden, sondern mit aller Deutlichkeit festhalten, daß gerade in dieser Beziehung Verallgemeinerungen grundfalsch und ungerecht sind. Die Deutschen sind sehr zahlreich, die nicht nur in ihrer politischen Gesinnung, sondern in ihrem tiefsten Wesen eine grundlegende Anpassung vollzogen haben. Man tut ihnen ein großes Unrecht, wenn man ihnen ihr Papierschweizertum vorhält; denn viele von ihnen sind bessere Eidgenossen geworden als solche, deren Vorfahren bei Morgarten gekämpft haben.

Man muß sich überhaupt bei der Behandlung dieses Problems davor hüten, in eine billige Ausländerhetze zu verfallen. Die schweizerische Eigenart ist nicht an sich wertvoller als die deutsche, französische oder italienische Eigenart; aber nichtsdestoweniger ist ihr Schutz für uns ein Gebot der Selbsterhaltung. Geben wir unser Schweizertum auf, so ist es auch mit der politischen Selbständigkeit früher oder später zu Ende.

Nur wenn wir uns selber treu bleiben, können wir unsern Beitrag zur Kultur der Welt leisten. Die Landesausstellung 1939 hat gezeigt, zu was wir fähig sind, wenn wir den Mut haben, uns auf unsere eigenen Werte zu besinnen.

Die durch den Krieg bedingte Abschließung war für uns ein Glück. Die zarten Blüten des schweizerischen Kultur- und Geisteslebens konnten sich ungeahnt entfalten, seit sie nicht mehr von den ausländischen Gewächsen überwuchert werden. Dadurch, daß wir eine Zeitlang unter uns waren, ist nicht nur der sogenannte

Erstickungstod, von dem Kleingläubige immer faselten, nicht eingetreten, sondern das geistige Leben hat einen eindeutigen Aufschwung genommen.

Das zeigt sich nicht nur im Gebiet der Kultur im engern Sinn, sondern viel deutlicher im täglichen Leben.

Die Atmosphäre ist angenehmer geworden. Der Verkehr von Mensch zu Mensch, von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer, hat wieder etwas von jenem familiären Geist erhalten, der eine der schönsten Gaben unserer demokratischen Geisteshaltung ist.

Und all das soll nun durch eine neue Einwanderungsflut wieder gefährdet werden?

Wehret den Anfängen!

Nun denkt allerdings niemand daran, wahllos ausländische Arbeitskräfte hereinzulassen. Man stellt sich vielmehr vor, man wolle sich hauptsächlich auf Saisonarbeiter beschränken und auch die übrigen Einreisebewilligungen von vornherein befristen.

Das sieht auf dem Papier sehr schön aus. In Wirklichkeit wirkt sich aber dieser Zuzug ganz anders aus.

Auch die Saisonarbeiter kommen ja nicht nur tagsüber in unser Land. Sie leben, solange sie da sind, mitten unter uns und wirken deshalb im Sinn einer Überfremdung. Und das um so mehr, als ihnen begreiflicherweise jeder Assimilationswille fehlt.

Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen ausländischen Feriengästen, die bald wieder unsere Hotels füllen werden und auf die wir volkswirtschaftlich angewiesen sind. Der Fremdenverkehr allein hat zur Folge, daß der Prozentsatz der anwesenden Ausländer gerade hoch genug ist.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die 60 000 Rückwanderer ohnehin schwierige Assimilationsprobleme bieten. Es war unsere Pflicht, diese schweizerischen Rückwanderer aufzunehmen. Wir haben sie gern erfüllt und sollten ihnen sogar ihren Aufenthalt viel mehr erleichtern, als es im allgemeinen geschieht. Aber wir müssen uns klar darüber sein, daß ein Teil von ihnen nur noch juristisch das Schweizer Bürgerrecht besitzt, daß es also großer Anstrengungen bedarf, um sie in unsere Volksgemeinschaft einzugliedern.

Dazu kommt noch etwas anderes. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn wir glauben, man könne die ausländischen Arbeiter, die man in der nächsten Zeit über die Grenze läßt, nach dem Abflauen der Konjunktur, also nach einigen Jahren, einfach wieder in das Heimatland zurückschieben. Diese Härte bringt unser gutartiges und zu Kompromissen geneigtes Volk bestimmt nicht auf. Nicht einmal die notorischen Mitglieder der Fünften Kolonne konnten wir uns vom Halse schaffen. Wie bekannt, sitzen ein großer Teil der Ausgewiesenen immer noch unter uns und werden hier bleiben bis an ihr seliges Ende.

Um so weniger wird es uns möglich sein, eines schönen Tages jenen Ausländern, die uns während des guten Geschäftsganges gute Dienste leisteten, zu erklären: «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.»

Jede Fleischwarenfabrik wird sich im Jahr 1950 für ihren deutschen Charcutier, jeder Buchdrucker für seinen Maschinenmeister bis zum äußersten ein-

UNGLAUBLICH *aber wahr.*

Im Kanton Zürich waren 1941 verhältnismäßig weniger Frauen berufstätig als 50 Jahre früher.

Beweis siehe Seite 48

setzen und beweisen, daß das ganze Geschäft zugrunde geht, wenn diesem tüchtigen Fachmann die Arbeitsbewilligung entzogen wird.

Was aber das weibliche Personal betrifft, so kommt ein Verlassen unseres Landes schon deshalb nicht mehr in Frage, weil bis dann ein großer Teil der Betreffenden mit einem schweizerischen Gatten auch den schweizerischen Bürger gekapert haben wird.

«Du läßt sie ein, als Mädchen ein, als Mädchen nicht zurücke.» Diese Variation aus dem «Faust» galt schon vor dem Kriege für die deutschen Dienstmädchen, wo bekanntlich jeder achte Schweizer eine Ausländerin heiratete. Sie wird in Zukunft noch vermehrte Geltung haben.

Überhaupt muß man sich doch klar sein, daß die Anziehungskraft des Landes, wo Milch und Honig fließt, heute größer ist als je.

«Geh in d'Schweiz nei und mach dei Glück!» war die Parole in Süddeutschland vor dem Kriege. Heute sind es nicht nur die schwäbischen Handwerker und Dienstmädchen, heute sind es Millionen in ganz Europa, die Tag und Nacht darüber nachsinnen, wie es ihnen gelingen könnte, in das Paradies Schweiz einzudringen.

Sie werden kommen, um Gastvorlesungen zu halten, als Touristen, als Kranke, zu Besuch bei Bekannten und Verwandten, immer aber mit dem Hintergedanken «J'y suis, j'y reste».

Wir dürfen diese Absicht den Betreffenden in keiner Weise übel nehmen. Ihr Verhalten ist menschlich durchaus begreiflich; dennoch müssen wir uns dagegen wehren.

Die Lösung

Was tun? Sollen wir uns nun hermetisch abschließen?

Davon kann selbstverständlich keine Rede sein. Wie bei allen wichtigen Entscheidungen geht es auch hier nicht um ein Entweder-Oder, sondern ausschließlich um das Maß. Wir *dürfen* ausländische Arbeitskräfte hereinlassen; wir müssen sie sogar hereinlassen, aber in vorsichtiger Dosierung, d. h. nicht mehr, als unser Volkskörper verdauen kann.

Wenn das mächtige Amerika, wenn das riesige Australien die Einwanderung ängstlich überwachen und vor allem bedacht sind, zu verhüten, daß keine unerwünschten Elemente ins Land kommen, so kann sich die schwache, kleine Schweiz nicht leisten, ihre Grenzen hemmungslos zu öffnen.

Was uns bis jetzt fehlte, ist eine zielbewußte, gesetzlich verankerte Einwanderungspolitik. Diese kann nicht den Kantonen überlassen werden. Sie muß Aufgabe des Bundes sein. Es darf nicht der momentane Stand des Arbeitsmarktes, wenn möglich des lokalen Arbeitsmarktes maßgebend sein. Diese Politik muß orientiert sein an den allgemeinen Landesinteressen, nicht nur den wirtschaftlichen, auch den politischen und kulturellen.

Es wird nötig sein, wie das andere Staaten auch getan haben, für die einzelnen Länder Einwanderungsquoten festzusetzen. Aus jenen Staaten, deren Bewohner uns politisch oder kulturell näher stehen, die grundsätzlich leichter assimilierbar sind, dürfen mehr Arbeitskräfte hereingelassen werden als aus andern.

Dabei müssen wir ja nicht etwa glauben, diejenigen Völkerstämme, die nahe an unsern Grenzen wohnen und in deren Adern zum Teil das gleiche Blut rollt, seien besonders leicht zu assimilieren. In viel höherem Maß als das Blut bestimmt der Geist eine Nation. Deshalb brauchen wahrscheinlich der schwedische Turnlehrer Hanson und der holländische Blumenzwiebeln-Importeur van Kleffen weniger Jahre, um richtige Eidgenossen zu werden, als der schwäbische Bäckermeister Deuschle.